

Die Wandlungen eines Soldaten: Ernst Pfichari / Der Centurio

Von Franz Hillig S. J.

Die Tür geht auf, und in den Kreis der müden Literaten tritt – der Soldat. Mit der Klarheit des frischen Morgens, mit der Tatkraft männlichen Willens und mit dem Ernst der verjüngten Wirklichkeit. So ist die Begegnung mit Ernst Pfichari, dem Centurio. Aber sie ist auch noch anders. Denn wenn er sich in den Hauptmann Maxence verkleidet, dann meint Pfichari damit den Centurio des Evangeliums. Jenen römischen Hauptmann, der in seiner schlichten, geraden Soldatenart den Weg zum Glauben findet, der allerdings zugleich auch die antike, lateinische Prägung des Soldaten und seiner virtus darstellt. Beides ist gemeint, wenn Pfichari sich dem Centurio vergleicht. Er ist der lateinische Hauptmann. Und das Ziel seines Wüstenrittes ist niemand anders als der Herr.

Wenn sein Bekenntnisbuch »Le Voyage du Centurion« unter dem Titel »Der Wüstenritt des Hauptmanns« nun dem deutschen Leser zugänglich gemacht ist, dann ist das zum mindesten eine willkommene Ergänzung der vorliegenden Übersetzungen katholischer französischer Literatur¹. Es ist ja nicht völlig unbegründet, wenn Karl-Heinz Bremer unlängst der Feststellung, die tiefste und beste Romankunst finde man heute in Frankreich bei den katholischen Schriftstellern, hinzufügt: »Es liegt etwas Janzenistisches in dieser ganzen kämpferischen Schwere, es fehlt in vielen Fällen ein freies, freudiges Lebensgefühl . . . wir vermiffen das zukunftsstürmende Ethos.«² Man darf eben nicht nur immer an Mauriac und Bernanos denken. Es gibt auch Claudel und Péguy. Es gibt Jammes und Bazin (die freilich nicht in Führung liegen). Und es gibt diesen jungen soldatischen Freund von Péguy und Maffis und Maritain; dieses große Kind mit den klaren Augen und der Gefundheit eines starken Menschen. Die Tatsache allein, daß er einen solchen Raum in der Seele Péguy's einnahm (dieses Großen, den wir uns noch werden erobern müssen), und daß er von Péguy so Entscheidendes empfing, rechtfertigen die deutsche Ausgabe seines Buches. Sodann ist dieses Leben beispielhaft für den Weg einer ganzen Generation. Und schließlich hebt sich hier über alle zeitgeschichtliche Verflochtenheit das religiöse Ringen eines begnadeten Menschen ab, das uns alle beschenken kann.

Die vier Bücher, die Pfichari geschrieben hat, sind schnell gelesen³. Zwei von ihnen sind zudem nur die doppelte Fassung desselben Geschehens. Aber was hat dieser Mann auch mit Papier zu tun? Er hat selber zu dem muselmanischen Spruch:

¹ Ernst Pfichari (sprich Pfikari), »Der Wüstenritt des Hauptmanns«, verdeutscht von Gustav Dieringer (133 S.) Freiburg 1937, Herder.

² »Die französische Literatur der Gegenwart«, in: Das Innere Reich, September 1937, S. 726.

³ »Terres de Soleil et de Sommeil«, »L'Appel des Armes«, »Le Voyage du Centurion« und dessen autobiographische Fassung: »Les Voix qui crient dans le Désert«. – Über

»Die Tinte der Gelehrten ist Gott angenehmer als das Blut der Martyrer«, voll Entrüstung geschrieben: »Unselige Rasse, die nicht verstanden hat, wie viel ein einziger Blutstropfen eines Martyrers mehr wiegt denn alle Bücher der Welt. Die Tinte wird verlöschen, aber der Blutstropfen nie. – Unselige Rasse, die den Wert des Opfers nicht begriffen hat. Wenn sich ein Bruder für die Brüder opfert, ein Mensch für die Menschen, ein Gott für die Menschen! Aber da wird eben klar, welch großer Verlust es für sie ist, nicht den Gott zu besitzen, der das Leiden gekannt hat und am Kreuzesholz gestorben ist⁴.

Es war nur die Besiegelung eines raschen, steilen Lebens, wenn es mit dreißig Jahren im August 1914 auf den Schlachtfeldern der Westfront sein heldisches Ende fand: sein Aufblühen in die Ewigkeit, nach der er so gedürstet hat. »Man sagt immer: Die Jugend ist die Zeit des Genießens. Das ist nicht wahr. Sie ist die Zeit des heldischen Einsatzes.« Dieses Wort Paul Claudels paßt wie kein zweites an die Stirn dieses Lebens.

Aber man denke nicht, daß er, der später so kristallhaft war, auch wie ein klarer Kristall im Licht des Morgens begonnen hätte. Es lagen vielmehr manche Schatten auf seinen Anfängen.

Den ersten offenbart uns der Name seiner Mutter. Noémi Renan ist die Tochter von Ernest Renan. Sein Name gab mit dem Taines zusammen dem ganzen Zeitalter des Positivismus die Benennung. Aber wie man weiß, gründet seine Berühmtheit weniger auf seiner fachwissenschaftlichen Leistung als Orientalist. Der Mann, der an der Schwelle des Priestertums vom Glauben abgefallen war, wurde durch ein Werk anderer Art zum Wortführer des Unglaubens: Sein »Leben Jesu«, das 1863 erschien und durch seine glänzende Sprache nicht weniger als durch seinen zweideutigen religiösen Idealismus viele blendete, hat eine gewaltige Verheerung unter der Jugend seiner Zeit angerichtet. Er will »das Schönste der Welt« schildern, ihn, ohne den »die ganze Geschichte unbegreiflich ist«. Aber es soll »rationell« geschehen unter Ausschaltung des Wunders und ohne Glauben. »Denn der unbedingte Glaube ist mit der aufrichtigen Historie unvereinbar.« Strauß habe es richtig gemacht in seinem »trefflichen Werk«!⁵

So wurde Ernest Pfichari nicht nur mit all seinen Altersgenossen in eine Zeit hineingeboren, die, von dem »Fortschritt« in Wissenschaft und Technik betört, die tiefen Werte der Seele und des Glaubens preisgab, er war selber das Glied einer der führenden Familien jener liberalistischen Zeit. Am 27. September 1883 geboren, hat er mit neun Jahren den Tod seines Großvaters erlebt. Und wenn dieser ihn auch wenig direkt beeinflusst zu haben scheint, so war doch die Erziehung, die Ernest empfing, völlig ohne Gott. Der Vater, griechischer Abstammung, wie

Pfichari unterrichten gut folgende Arbeiten: Mlle. A. M. Goichon, »Ernest Pfichari«, die vollständigste Lebensbeschreibung; Henri Massis, »Notre Ami Pfichari«, eine bedeutende Erweiterung seines Büchleins »La Vie d'Ernest Pfichari«, ferner die Briefsammlung »Lettres du Centurion« und das betreffende Kapitel bei J. Calvet, »Le Renouveau Catholique«. Vgl. auch Luzian Pfleger, »Menschen Gottes« S. 224 ff.

⁴ »Les Voix qui crient dans le Désert« (Correspondant 10. 1. 1920, S. 51f.).

⁵ »Das Leben Jesu« (Reclam), Einleitung. Vgl. S. 7, 39 ufw.

schon der Name anzeigt, und Professor des Neugriechischen an der Ecole des Hautes Etudes, leitete mit Sorgfalt die Studien seines Ältesten (Ernest hatte noch drei Geschwister). Berthelot, Anatole France, Hérédia verkehrten bei Psichari, alle Religionen und viele linksgerichtete Geister begegneten sich hier. Im übrigen war die Erziehung die eines humanitären, blaffen Idealismus, dem eine strenge Pflichtauffassung zur Seite ging. Alles in allem muß es ein schönes, menschlich edles Familienleben gewesen sein, das sie in dem abgelegenen Heim^{in der} Rue Chaptal führten.

Es war dem gefühlstiefen, übersprudelnden Jungen durchaus nicht leicht, sein inneres Gleichgewicht zu finden. Griechenblut vom Vater her und bretonisches von der Mutter suchte den Ausgleich. Ein träumerischer Hang zu Schönheit, Hingabe und Dichtung machte sich bald bemerkbar – zusammen mit einem völligen Mangel an Konsequenz und Ordnung. Die ersten Verse kommen. Es ist eine gefühlselige Nachahmung modischer Dekadenz. Der junge Literat mit den Künstlerlocken macht früh die Bekanntschaft von Maritain und Péguy. Es wird eine tiefe Freundschaft für das Leben daraus. Es ist die Zeit der Dreyfusaffäre. Péguy und sie alle stehen selbstverständlich links. Sie setzen sich ein für die Volkshochschulen (ein Gedanke, der in Frankreich nie recht Boden gefaßt hat). Alles »Moderne« und »Revolutionäre« fesselt den bleichen, nervösen, hingebungsfreudigen Enkel Renans. Wie weit ist er von dem, was er eines Tages sein wird! Oder ist es nicht schon dieselbe Unruhe, die ihn höher und höher führen wird?

Eine in vielem reiche und schöne Jugend. Aber hinter dem müden und etwas unwirklichen Lächeln der geliebten Mutter, hinter seinem eigenen, allen Lebenserscheinungen nachjagenden Dilettantismus gähnt eine Leere. Man hat ihm nie gesagt, daß er eine Seele hat!⁶ Und daß es die unendliche Liebe gibt. Und das himmlische Brot. Man hat ihm von Pflicht gesprochen, aber sie nicht in der Tiefe begründet.

So bereiten sich hinter einer glatten Außenfläche Spannungen und Katastrophen vor, von denen nur wenige Vertraute etwas ahnen. Psichari hatte inzwischen die Hochschule bezogen, studierte Philosophie, war Lizentiat geworden... Aber innerlich brach eine Stütze nach der andern zusammen. Eine schwere nervöse Erschütterung, die reine, aber unglückliche Liebe zu einem sieben Jahre älteren Mädchen, dichterischer Welt Schmerz trieben ihn einem zuchtlosen Leben in die Arme. Er flieht von Hause, steht vor dem Selbstmord... Einen Augenblick schien ihn der Protestantismus zu fesseln. Aber sein »trockener Gedankenbau« ist, wie Bernanos bemerkt, der französischen Seele zu wesenfremd⁷. – Ernest lieferte in seiner Seele die letzte Schlacht gegen das Chaos.

Da tat er den Schritt, von dem er dunkel fühlte, daß er allein ihn noch retten konnte: er wurde Soldat, und zwar einfacher Soldat, und verpflichtete sich nach Ablauf des ersten Dienstjahres für weitere fünf Jahre. Seine Studiengenossen von der Sorbonne verstanden^{an} nicht. Warum verzichtete Psichari auf die Promotion?

⁶ »Wüstenritt« S. 5.

⁷ »La grande Peur des Bien Pensants« S. 136 und Goichon S. 58.

Wohin trieb ihn diese neue Laune? Aber für Pfichari war es eine Tat der Selbst-erhaltung, und sie sollte bald einer ganzen Jugend den Weg zur Rettung zeigen.

Es war ein Sprung in die Zucht und in die Gesundheit. Nicht nur für sein sittliches Streben. Auch für sein geistiges Gefüge. Weg von dem Papier! Weg von der Inhaltslosigkeit und Ode eines dekadenten Literatenlebens, von den »jeux mortels de l'intelligence«⁸. Herunter mit den langen Haaren! Das Koppel um! Und den harten Dienst getan! Sich einfügen und nützlich sein. An etwas Großes glauben und sich dafür einsetzen. Die Manneskräfte der Tapferkeit und Beharrlichkeit aus sich herausholen. Er hatte sich nicht geirrt, als er bei der Abfahrt seiner Mutter zurief: »Mutter, glaub mir, ich fühle, daß ich ein guter Soldat sein werde...!«⁹ Er wurde es. Er, der reich Begabte, Bewegliche, Vielfeitige, düsterte nach Disziplin.

Auch das hatte seine Vorstufe gehabt. Es war auf den Oberklassen des Gymnasiums, daß ihn mit einem Mal der Wille zur Ordnung durchformend ergriff, so daß er seitdem schon ein anderer zu werden begann. Es war sein lateinischer Geist, der an Cäsar und Tacitus, an Bossuet und Pascal erwachte. Denn eine religiöse Bedeutung hatten diese Namen für ihn noch nicht. Vor allem aber hatte Péguy, der alte Soldat, einen entscheidenden Anteil an dieser Entwicklung, wobei unentwirrbar ist, wie weit sie sich gegenseitig gefördert haben. Péguy hatte sich enttäuscht von den sozialistischen Freunden, den häßlichen Profitmachern seiner reinen, mystischen Leidenschaft abgewandt. Er hatte zu Frankreich und seiner Vergangenheit, zu dem Frankreich der Ordnung und des Geistes zurückgefunden und war auf dem Weg zur Kirche. Er wurde, was er eigentlich immer gewesen war, Nationalist und Traditionalist¹⁰.

Nationalist und Traditionalist, das wurde nun auch sein begeisterter junger Freund. Vom ersten Tage des Kasernenlebens an fühlte sich Pfichari körperlich gestählt und geistig gefundet. Er litt längst darunter, daß sein Volk keiner Anbetung mehr fähig war¹¹. Hier fand er das Hohe, dem er sich weihen konnte. Denn wenn er auch gerne all die kleinen und exakten Aufgaben des Dienstes übernahm, so blieb er doch – und wurde es immer mehr – der Denker und der Schauende, der die tieferen Zusammenhänge ergründete und in der Armee die große Institution verehrte: als Gefüge in sich und als Abbild des Ordo überhaupt. Und wenn Dudon von Ignatius sagen kann, daß sein starkes Autoritätsbedürfnis in den Tagen des spanischen Bürgerkrieges, der Comuneros, geboren wurde, wo sich sein ritterliches Herz über die schwachvolle Zuchtlosigkeit emporheobte, so umfaßte auch Pfichari die Zucht des Heeres so leidenschaftlich, weil in seiner eigenen Vergangenheit und im zeitgenössischen Leben so oft ihr Gegenbild stand¹². Und durch die Armee fand er zu Volk und Geschichte. Wenn er und

⁸ »L'Appel« S. 42.

⁹ Goichon S. 74.

¹⁰ Vgl. Ernst Robert Curtius, »Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich« S. 212 ff.

¹¹ »L'Appel« S. 300.

¹² Paul Dudon S. J., »Saint Ignace de Loyola« (Paris 1934) S. 38 (eine meisterhafte, gründliche Biographie), und Goichon S. 59.

seine Freunde sich völlig gegen die Zeitanschauungen stellten, dann taten sie es mit Berufung auf die große Vergangenheit des Volkes. Und wenn er im »Appel des Armes« von Maurice schreibt: »Er hat gegen seinen Vater Partei ergriffen für die Väter«, dann meint er sich und sie alle.

Aber der Ruf zu den Waffen rief den jungen Soldaten erst in das große Abenteuer seines Lebens, als er ihn nach Afrika führte. Ein erstes Mal in das Logone- und Kongogebiet. Und dann – nach dem Besuch der Artillerieschule von Versailles – als Offizier zu dem dreijährigen Aufenthalt in Mauretanien, der dem Wüstenritt zu Grunde liegt.

Afrika wurde ihm unendlich mehr als ein Gegenstand dichterischer Gestaltung. Es wurde für ihn die herrliche Gelegenheit des letzten, ernstesten Einsatzes. Afrika ist ihm das Land, wo noch Geschichte geschieht, wo die Kugeln pfeifen, wo weiße Flächen sich auf den Karten befinden und unbetretener Boden ist.

Man denkt unwillkürlich an den Ausbruch der deutschen Jugendbewegung, wenn man das Lied der Befreiung auf den Lippen des jungen Leutnants hört, als er das Frankreich einer verwesenden Zivilisation hinter sich hat und den Boden Afrikas betritt. »Afrika, Jungfrau unberührt und rein.«¹³ »Das Land und er verstehen sich und jauchzen voll Freude der Befreiung. Im unbeweglichen Gekreuzigtsein der Erde liebt der Soldat die Tugenden der Einfalt und harten Lauterkeit.«¹⁴ Denn die Wüste ist nackt und arm, aber in dieser Einfachheit wird erst der innere Reichtum lebendig. In ihrer Stille wird erst die einzig wichtige Stimme gehört. In ihren Sternennächten geht dem einsamen Reiter neu und ergreifend auf, daß der Kosmos geordnet ist, und er fragt nach seinem eigenen Standort im Gefüge der Wirklichkeit. Afrika und das Soldatentum fordern Gewißheit. »Beide sind die Verherrlichung des Absoluten.«¹⁵

Aber wenn ihn dies alles auch weit wegführt von den Modemenschen der Lüge und Verderbnis, die »ein wahres Wort zum Bersten gebracht hätte«, wenn dies alles ihn rein wäscht wie der glühende Wind, der die Felsen bloßlegt, daß das Urgestein der Erde in unerbittlicher Klarheit erscheint, ja wenn er dieses harte Nomadenleben führt in einem Geist der Sühne, so sollte er doch auf einem ganz andern Wege erfahren, »wie sehr ihn trotz seiner selbst Jesus gebunden hielt«¹⁶.

Das tat das andere Antlitz Afrikas. Nicht sein demütiges, in Linnen gewandetes Gebetes und der Betrachtung. Sondern das stahlgerüstete des Handelns, das stolz dasteht vor der Erde. Denn Pfichari ritt an der Spitze seiner Leute. Er hatte zu befehlen, zu erkunden, zu unterwerfen, zu kämpfen. Er war Soldat, den Frankreich hierher gesandt hatte. Und als Gesandter erlebte er zu allererst klar, daß er – keinen Glauben hatte, und daß er den Glauben brauchte.

Sie sind durch die Wüste Tiris geritten und erwachen eines Morgens am Brunnen von Bou Gouffa. Es ist Sonnenaufgang. »Maxence, nach Osten ausgerichtet, grüßt die Neugeburt der Welt. Sidia, ein Maure seines Gefolges, trat

¹³ »Wüstenritt« S. 47.

¹⁴ Ebd. S. 43.

¹⁵ Ebd. S. 59.

¹⁶ Ebd. S. 44.

heran, wies mit großer Armbewegung nach dem Horizont und sagte: „Gott ist groß!“ Seine Stimme zitterte leicht...¹⁷

Ein andermal stehen sie vor dem Sender einer Radiostation. „Seht“, sagte Maxence zu den Leuten, „welch eine Torheit von den Mauren, Frankreich Widerstand leisten zu wollen! Gibt es in der ganzen Welt eine der unsern gleiche Macht?“ – Die Antwort kam mit weicher, wie entfernter Stimme: „Ja, ihr Franzosen besitzt das Reich der Erde; wir Mauern besitzen das des Himmels.“ – Maxence blickte Sidia an. Ein scharfer Schmerz durchdringt ihn... Was soll er antworten? Ach Maxence! Dieses Wort wird nie in dir verklungen!¹⁸ „Es ist nicht wahr!“ möchte er rufen. Er denkt an die Alzetten, die Kontemplativen, die Theologen, all die heiligen Männer und Frauen seiner christlichen Heimat. Ach, sie wenden sich nur als Zeugen gegen ihn. Er glaubt nicht!

Täglich und stündlich hat er dafür die Naturkinder der Wüste vor sich. „Die edle Einfalt der Nomaden, ihre Vornehmheit und hirtenhafte Milde“¹⁹ – und immer wieder werfen sie sich in ihren weißen Burnussen anbetend zur Erde. „Ihr wißt nicht, was es heißt“, sagte er von seinem Aufenthalt in Mauretanien, „drei Jahre in einem Lande zu leben, wo alles betet.“²⁰

Bei einem Volke, das so zur metaphysischen Beschauung neigt und von seiner Religion ganz ergriffen ist, konnte sich nur eine Kolonisationsmacht als wirksam erweisen, die auch geistig und religiös den wilden Völkern Achtung abgewann. Pfichari fühlte sich hier auf afrikanischem Boden als den Vertreter und Abgesandten einer christlichen Kultur. Und nur wenn er zugleich den Glauben und die Liebe brachte, war die Gewalt gerechtfertigt und geädelt, die ihm gegeben war.

Aber so sehr ihm der Islam Anstoß zum Glauben ist, er erliegt nicht seinem Zauber. „Überall trifft er (vielmehr) auf diesen starren und finsternen Hintergrund des Islams.“²¹ – „Was ist euer Glaube, da die Liebe fehlt?“²² Und so haben die Wüste und der Glaube der Wüstenöhne ihn ähnlich geführt wie jenen andern französischen Kolonialoffizier, der auch ungläubig und zerrüttet hierherkam... und der eines Tages in die Wüste zurückkehrte als Priester Christi. In dem Brief an Bischof Jalabert von Dakar, in dem Pfichari die Gedanken der christlichen Kolonisation entwickelt, kommt er selbst auf den »vénérable et illustre Père de Foucauld« zu sprechen. Es wäre ein schöner Traum, meint er, allen Offizieren der Sahara solchen Missionsgeist zu wünschen.²³

Warum sollte die Gnade nicht auch ihn, den jungen unerbittlichen Gottsucher, ähnlich führen? Man denkt in der Tat, wenn man Pficharis Leben verfolgt, unwillkürlich an diesen andern Kolonialoffizier vom 4. Jägerregiment Afrika, der auch von sehr ferne herkam. Der nach gläubiger Kindheit völligem Unglauben und dandyhaftem Genießertum verfallen war, so sehr, daß der dreiundzwanzigjährige Vicomte Charles de Foucauld das Heer verlassen mußte. Aber auch ihn rissen dann der Ernstfall des Kampfes und die erwachte Forscherleidenschaft aus der

¹⁷ Ebd. S. 73 f.¹⁸ Ebd. S. 77 f.¹⁹ Ebd. S. 118.²⁰ Massis, »Notre Ami Pfichari« S. 130.²¹ »Wüstenritt« S. 131.²² Ebd. S. 124.²³ »Lettres du Centurion« S. 194.

Erschlaffung heraus. Und die schweigende Wüste mit ihren Sternenmächten und betenden Beduinenstämmen half auch bei ihm das Werk der Umkehr vollenden. Und das ist nun allerdings herrlich (und wohl auch ein echt französisches Auf-flammen der Seele), mit welcher Glut er jetzt, da ihn Christus ergriffen hat, sich in das neue Leben wirft und groß wird in der Sühne, wie er groß gewesen war in der Sünde. Man muß in dem »Wüstenheiligen« von René Bazin nachlesen, wie selbst das harte Trappistenleben dem Eifer des Neubekehrten nicht genügend Spielraum zu bieten schien, und wie er dann sechzehn Jahre hindurch als einsamer Missionar – Missionar durch Anbetung und Buße – in der Sahara ein Leben heldenhafter Liebe und Entfagung führt, bis ihn am 1. Dezember 1916 eine Kugel der Tuaregs niederstreckte²⁴.

Wer mag ermessen, welche geheimnisvollen Gnadenkräfte von diesem verlorenen Beter der Sahara zu dem verlorenen Reiter der Wüste gelangten. Ständig sind Kräfte unterwegs in dem geschlossenen System, das die Menschen in ihrer Christusverbundenheit bilden, und im Hin und Her über Zeit und Raum spielen die Einflüsse der Fürbitte und Sühne. Es ist ein ergreifender Zug, zu sehen, wie ähnlich den ersten Jüngern, die einer den andern riefen, auch in dieser französischen »Konvertitengeneration« (wie man sie genannt hat)²⁵ einer den andern rief. Léon Bloy rief Van der Meer de Walcheren, den Niederländer, der uns in seinem »Heimweh nach Gott« den Heimweg seiner Schönheitstrunkenen Seele schildert, und wo so häufig und eindrucksvoll der »Pilger des Absoluten« erscheint²⁶.

Léon Bloy rief Maritain, und Maritain rief den Freund, der ihm am nächsten stand, und ruhte nicht, bis Ernest und er den gleichen Lehrer und Meister hatten.

Péguy aber überraschte den Centurio und die Leser der »Cahiers« im Oktober 1910 mit der berühmt gewordenen »Épître Votive«, worin er voll väterlichen Stolzes den fernen Kameraden feiert: den Lagergründer und Städtebauer, den Kanonier und Kolonisateur. Der uns zurückgab den antiken Ruhm der Waffen und das Recht der Römer und das Reich des Friedens, gebaut und behütet von wehrhaften Händen²⁷. Über die Köpfe der unwürdigen Heutigen hinweg hatte er die Jugend zurückverbunden mit dem Strom und der Kontinuität des völkischen und antiken Erbes. Und es begannen wieder Größe und Würde sichtbar zu werden.

So stand der Centurio als Beispiel vor aller Augen. Bald sollte sein »Ruf der

²⁴ René Bazin, »Der Wüstenheilige«, Leben des Marokko-Forschers und Sahara-Eremiten Karl v. Foucauld (Luzern u. Leipzig, Verl. v. Räder), deutsch von M. A. Attenberger. Luzian Pfleger a. a. O. S. 169. Vgl. auch »Senara« von Michel Vieuchange.

²⁵ Calvet S. 15.

²⁶ »Heimweh nach Gott«, Tagebuch von Pieter van der Meer de Walcheren, mit einer Einführung von Léon Bloy, Übertragung und Nachwort von Dr. H. v. d. Mark (256 S., mit einem Titelbild) Freiburg 1937, Herder. Viele kennen Van der Meer schon durch sein Kartäuserbuch »Das weiße Paradies« (München, Ars Sacra), zu dem Maritain die Einleitung geschrieben hat und das in anderer Form ergreifend das Erlebnis der »Wüste« beschreibt.

²⁷ »Cahiers de la Quinzaine«, Victor-Marie Comte Hugo, zit. bei Calvet S. 151f.

Waffen« begeistert für das »neue Leben« werben, ein Buch, dem man es freilich anmerkt, daß es vor seiner Konversion geschrieben ist, und das er nur deshalb 1913 doch erscheinen ließ, weil dann die Stufen seiner Entwicklung klarer zu verfolgen seien. Er selbst mußte nun Afrika wieder verlassen. Der Wüstenritt neigte sich seinem Ende zu. Er hatte ihn geläutert und beschenkt, aber noch immer war Pfichari ohne den Glauben. Wohl sah er dessen Schönheit und Wahrheit ein. Wohl wußte er: nur die katholische Kirche ist das Tor zu Christus. Aber der Glaube ist nicht das Ergebnis eines intellektuellen Prozesses. Der kann nur an die Schwelle des Glaubens führen... Doch es war Advent: Ein gewaltiges Verlangen stand in der Seele des jungen Offiziers. Er flehte und war voll Erwartung. »Denn nur von Dir können wir Dich empfangen.«²⁸

Am 2. Dezember 1912 ist Pfichari wieder in Frankreich. Er ist froher Hoffnung, denn er fühlt: Was die Wüste nur beginnen konnte, wird Frankreich vollenden. Zwar bedrängt ihn die Pariser Unrast, und drückt ihn die Trennung, die sich zwischen Vater und Mutter vollzieht (er bleibt bei der verlassenen Mutter), und das innere Ringen und Schwanken erreicht einen unerträglichen Grad. Aber er weiß: Das ist nur ein letzter Ansturm. Und er ist fest entschlossen, den Weg, auf dem er nun schon so lange wandert, zu Ende zu gehen und sich die Krone nicht mehr entreißen zu lassen. Er betet viel. Maritain wird ihm in jenen Tagen der unentbehrliche Helfer. Mit Massis, der auch noch schwankt, besucht Ernest das christliche Heim von Jacques Maritain, und es will ihm scheinen, ein wunderbarer Friede und die Klarheit und Sicherheit des Geistes ruhen darauf. Pfichari will mit einem Priester sprechen, und Maritain führt den Freund dem Dominikaner Humbert Clériffac zu. Pfichari erfährt, daß die Taufe der Griechen, die er in seiner Kindheit empfangen hat, gültig war. Alle staunen, wie sehr er in Dingen der Kirche Bescheid weiß und sich heimisch fühlt. Er hat gar keinen Weg mehr zurückzulegen. Er ist zu Haus. Er ist hineingenommen.

Nur wenige Gespräche waren erfordert mit dem Priester, welcher nun der geliebte und verehrte Führer Pficharis wurde, und an dem er alles fand, was er von einem »Führer« seiner Seele erwartete. »Was zuerst an Pater Clériffac auffiel, war die edle Würde seiner Erscheinung und der Verstand, der in einem fast erschreckend durchdringenden Blick aufleuchtete« (Maritain)²⁹. Und auch Massis bekennt: »Nie habe ich so wie bei Pater Clériffac empfunden, welch unerschütterliche Stärke die Demut zu verleihen vermag, und wie die Reinheit als Kraft im Antlitz eines Mannes steht.«³⁰ Mit kindlicher Offenheit ließ Pfichari diesen Gottesmann in sein Inneres schauen. Und bald kam der Tag, da durfte der Centurio das Credo sprechen: Am 8. Februar 1913 empfing Ernest Pfichari das Sakra-

²⁸ »Wüstenritt« S. 132.

²⁹ P. Humbert Clériffac O. P., »Das Haus des lebendigen Gottes« - Vom Mysterium der Kirche -, übertragen von Benediktinerinnen der Abtei St. Gabriel (156 S.) Salzburg 1936, Anton Pustet. Im Vorwort entwirft Maritain ein Bild des Verfassers. Das Buch enthält tiefe Gedanken über die Kirche. Aber, wie Maritain andeutet, schreibt Clériffac aus einer fast zu kühlen Zurückhaltung und strengen Geistigkeit.

³⁰ Massis, »Notre Ami Pfichari« S. 163.

ment der Firmung und den Tag darauf zum ersten Mal die heilige Kommunion. »Wie ist Gott gut, und wie schön ist das alles«, schrieb damals Frau Maritain in ihr Tagebuch. Das klingt fast wie ein Schlußwort, aber für Pfichari begann nun der neue entscheidende Aufbruch. Er hätte nicht der unermüdliche Wanderer sein müssen, der er war, und den ein Wort seines Großvaters so gut beschreibt: »Unser Herz mahnt uns, nie stille zu stehn, leben heißt immer marschieren.«

Ja, wir durften ihn mit Foucauld vergleichen. Und nicht von ungefähr rief ihm auf dem Bahnsteig der Gare de Lyon der scheidende weiße Mönch als letzten Gruß nach: »Heilig muß man sein...«³¹

Die tägliche Kommunion wird ihm selbstverständlich, und es ist ihm bitter, daß er sie in seiner neuen Garnison Cherbourg vermissen muß. Er notiert sich in seinem Tagebuch:

»Ich beginne das harte Leben der Entbehrung, das ich von nun an werde führen müssen. Des Morgens um sechs Uhr in den Sattel, zu der Stunde, die Gott gehören sollte, so voll milden Friedens ist sie. Oft reite ich allein... Dann atme ich mit voller Brust die Frühlingsluft, dieses Wehen aus dem Paradies, worin die göttliche Gegenwart so fühlbar ist. Und das tröstet mit darüber, daß ich nicht zur Kirche kann. O Jesus, mein Gott! mein Alles! Ich habe Durst und Hunger nach Dir! Ich verlange nach Dir aus ganzem Herzen! Ich rufe Dich in meine Einsamkeit! Ich breite Dir die Arme entgegen in meiner Verlassenheit! Komm, mein Gott! Veni Iesu! Adventiat regnum tuum eucharisticum!«³²

Das ist ein Klang, der nicht trügt. Und wie weit ist der Centurio schon vorgeedrungen in das Land des Glaubens! Am 22. Juni 1913 verzeichnete er:

»Mein Gott, Du hast mich zu sehr verwöhnt. Aber in meiner jetzigen Verlassenheit spüre ich besser, wie sehr ich Dich brauche. O Jesus, sechs Tage muß ich nach dem Himmelsbrot rufen, sechs Tage auf Deinen anbetungswürdigen Leib warten. Sechs Tage lang Hunger... Aber nein! Jesus ist da und erbarmt sich meiner. Er besucht mich auf meiner Stube und spricht: „Mut, mein Kind, du gefällst mir, wenn du schlicht deine Menschenpflicht tust. Hab Vertrauen, ich helfe dir, wenn du zu einsam bist.“«³³

Er kannte wohl die Einsamkeit. Wer von seinen Kameraden konnte ihn noch begreifen? Das Bitterste jedoch war, daß die Mutter seinen Glauben nicht teilte. Auch seine Beziehungen zu Péguy wurden eine Zeit lang gespannt. Péguy hatte zwar auch zur Kirche zurückgefunden, aber er kam nicht zum letzten praktischen Einsatz. Das konnte Pfichari nicht verstehen. Seine Art ist logischer, entschiedener. Er stieß in Tat und Werk über Péguy hinaus. Es wäre überhaupt falsch, ihn nur in Abhängigkeit von seinen Freunden zu sehen. So hat Bergson, dessen Vorlesungen er hörte, für ihn im Unterschied zu Péguy nie große Bedeutung gehabt. Und auf einer Liste gelesener Bücher vermerkt er am 6. Dezember 1909 (auf See) zum »Inventable« von Léon Bloy, was Maritain schwerlich unterschrieben hätte: »Ich bin hingerissen und angewidert. Die Bewunderung ist genau so stark wie der

³¹ Ebd. S. 166.³² Ebd. S. 208.³³ Ebd. S. 209.

Äbscheu.«³⁴. Pfichari ist zu sehr der Mann des Gleichgewichtes der lateinischen und der christlichen Vernunft, um anders urteilen zu können.

Sein Leben in Cherbourg ist angefüllt bis zum Rand. Nur noch wenige Monate trennen ihn von seinem Ende. Und es ist, als ob er das geahnt habe, so rastlos ist er tätig. Man staunt, wenn man bedenkt, was er neben seinem Dienst (in dem er auch nach seiner Bekehrung immer die erste Pflicht sah, und den er mit Hingebung peinlich genau erfüllte) noch alles schaffte. Er gibt erst nach seiner Rückkehr aus Afrika den »Ruf zu den Waffen«, dann den »Wüstenritt des Hauptmanns« heraus, den er noch einmal ohne dichterische Einkleidung in den »Stimmen, die in der Wüste rufen« beschreibt. Er arbeitet als Vinzenzbruder in der Caritas mit. Er läßt sich am 19. Oktober im Dominikanerkloster von Rijkholt in Holland durch Pater Clérissac in den Dritten Orden des hl. Dominikus aufnehmen. Und das ist für ihn keine bloße Formalität. Damit geht ein heißer Wunsch in Erfüllung, und beginnt für den Centurio wieder eine neue Lebensstrecke.

Schon Anfang April verzeichnet er in seinem Tagebuch: »Einzug des heiligen Dominikus in mein Leben.«. Und im Hinblick auf das Wortspiel von den *Domini canes* (Den Hunden des Herrn) meint er scherzend, der »Hund« habe ihn gebissen³⁵. Die Begegnung mit Pater Clérissac hatte einen starken Eindruck auf ihn gemacht. Der Besuch in Rijkholt erfüllte ihn mit dem Verlangen nach einem solchen Leben »in den Zonen übernatürlicher Geistigkeit«. Maritain seinerseits wurde nicht müde, in Thomas von Aquin den Überwinder aller modernistischen und immanentistischen Zeitirrtümer zu preisen und die tiefe Klarheit und Sicherheit seines Denkens in seinen Vorlesungen darzulegen, was damals nicht geringes Aufsehen, ja Anstoß erregte. Und Pfichari fand, daß die Kraft der Gottverbundenheit zusammen mit der moralischen und geistigen Gesundheit, die für ihn den Orden des hl. Dominikus kennzeichnen, »gut zum Soldaten paßt«³⁶. Er sah den Orden wohl ähnlich, wie ihn in unsern Tagen Bernanos schildert: »Hier ist alles frisch, alles rein, alles neu, alles strebt nach oben wie die allumfassende Himmelfahrt der Morgenröte. Es ist der Predigerorden, diese große Begierde nach Wissenschaft und auch das große Sehnen, sie in Christus zu verankern. Es ist der Predigerorden, die geheiligte Ungeduld, die in ihrer kleinen Zelle, zu Füßen des Gekreuzigten, Dominikus wie einen Löwen brüllen läßt.«³⁷

Er sah diese Männer im weißen Kleid als ein Regiment des Herrn, und sie kämpften unter dem Schutz der Jungfrau. Hier fand er die Zucht des Geistes und die Burg der Wahrheit. Hier war – der Liebe vermählt – die höchste Erfüllung des Ordo. Hier war das Land der Klarheit, in dem seine kristallene Seele sich heimisch fühlte. Und Pfichari würde das Opfer feiern dürfen! Er dachte mit brennender Reue an all die Jahre seiner Gottferne: sein Opfer sollte ein Sühnopfer sein. Und er dachte auch an den Ahn, an Ernest Renan, den er trotz allem liebte. Der Ahn

³⁴ Goichon S. 414.

³⁵ Massis, »Notre Ami Pfichari« S. 220.

³⁶ Ebd. S. 225.

³⁷ Georg Bernanos, »Der heilige Dominikus« S. 25 f.

hatte den Altar mit dem schimmernden Linnen und dem goldenen Kelch im Stich gelassen. Es war ein Opfer unterblieben, auf das Gott ein Recht hatte, das aus ihrer Familie hätte aufsteigen sollen und das nun er, der andere Ernest und Nachfahre des Großvaters, darzubringen verlangte. Er würde zugleich darbringen alles, was er war und besaß. Denn das ist doch die tiefste Sehnsucht seines Wesens: sich einsetzen und hinschenken zu können. In der Zeit seines literarischen Dilettantismus hat er sich immer nur den verschiedenen Strömungen und Systemen geliehen. Es war nie der eigentliche Einsatz. Es war nie Opfer seiner selbst.

Aber seither hatte ihn Gott einen weiten Weg geführt: Der Centurio hatte gelernt, sich der Zucht zu fügen, wie sein Land und das Heer und die irdische Gewißheit sie von den Wahrhaftigen fordern. Dann hatte er den Weg der Läuterung beschritten, des Sichsterbens, damit die Seele rein und bereit an den Pforten des christlichen Mysteries stehen könne. Und auch zu dem Letzten hatte er ihn geführt, daß er sich bedingungslos Gott überließ, aber nicht so im allgemeinen, sondern Gott, wie er in Christus uns erschienen ist, und wie ihn eine irdische, geschaffene Autorität verkündet: die heilige Kirche³⁸. Das alles hatte der Centurio gelernt und geleistet (das heißt, es war ihm geschenkt worden, daß er es leisten konnte). Und auch das Opfer, nach dem er verlangte, sollte er bringen: anders freilich, als er es erträumte, aber doch eines, das würdig war, die Krönung zu sein seines soldatischen Lebens.

Wie so viele andere Pläne warf der Krieg auch die seinen über den Haufen. Er begrüßte ihn als das »große, herrliche Abenteuer« – er sah ihn wie ein Kind und dachte nur an das eine: die Größe und Ehre Frankreichs. So heißt es in seinem letzten Brief, datiert: 20. August 1914. Der Brief ist an die innig geliebte Mutter gerichtet und weiß noch zu melden, sein Hauptmann sei auch in Afrika gewesen, die Leute seien »prächtige Kerle«, und sicher ginge es großen Siegen entgegen... Péguy, der auch als Offizier an die Front eilte, hätte den Freund fast noch ein letztes Mal gesehen. Aber er verpaßte den Zug...

Inzwischen befand sich das 2. Regiment der Kolonialartillerie, dem Pfichari angehörte, schon in Belgien. Am 21. August sind sie am Feind. Das Gefecht, das sich wie ein leichtes Geplänkel anließ, wird zur Schlacht. Nach den französischen Berichten geriet das Regiment in die Umklammerung der ganzen 2. deutschen Division. Die Franzosen ziehen sich auf Rossignol zurück. Der Feuervorhang der deutschen Artillerie legt sich auf das Dorf. Aus allen Richtungen pfeifen die Kugeln herein, rattern die Maschinengewehre. Häuser brennen, krachen zusammen. Hunderte Verwundeter werden auf notdürftigen Bahren herangezogen. Die Munition wird knapp, die Geschützbedienung ist gelichtet. Die Offiziere versehen selber ihre Geschütze. Kein klares Ziel bietet sich mehr. Pfichari läßt dennoch feuern, um der Infanterie Mut zu machen. Da ruft ein Befehl den Widerstrebenden von seinem Geschütz zurück. Aber kaum sind sie in der Deckung angelangt, fällt

³⁸ So zeichnet P. Léonce de Grandmaison S. J. die drei Etappen der religiösen Entwicklung Pficharis. Vgl. *Etudes* vom 20. 2. 1916, S. 451 ff.

Pfichari ein, daß sie den Verschuß nicht aus dem Geschütz herausgezogen haben. Mit dem Kanonier Galgani geht er noch einmal vor. Sie holen den Verschuß. Auf offener Straße schreitet Leutnant Pfichari zurück. . . . Mit einem Male macht er eine Wendung, breitet die Arme auseinander und stürzt, an der Schläfe getroffen, zu Boden. Es war der 22. August.

Später fanden sie ihn. Die ihn sahen, verwunderte die große Ruhe, die über seinem Antlitz lag. Seit dem Morgen des letzten Tages trug er den Rosenkranz um die Faust geschlungen³⁹.

Am 5. September 1914 fiel Péguy an der Marne, gleichfalls durch Kopfschuß.

Die beiden Männer, die ihrem Vaterland ein neues Geschlecht schenken wollten, hatten ihr Herzblut dafür hergegeben. Und der Sohn des hl. Dominikus hatte das Opfer gebracht. Der Held und der Heilige! Und es kommt einem das Wort Péguy's in den Sinn: »Der Kampf tobt nicht zwischen den Helden und den Heiligen; der Kampf geht gegen die . . ., welche gleicherweise die Helden und die Heiligen verachten«⁴⁰.

³⁹ Massis, »La Vie d'Ernest Pfichari« S. 54 u. Anm. 41 (ferner »Notre Ami Pfichari«), und Goichon S. 350.

⁴⁰ Zitiert bei Ernst Robert Curtius a. a. O. S. 240.

Umfchau

»Protestantische Rompilger«

Im Jahre 1935 veröffentlichte Alfred Rosenberg eine Schrift »An die Dunkel-männer unserer Zeit«, sie war hauptsächlich gegen die katholischen Kritiker seines »Mythus des 20. Jahrhunderts« gerichtet (vgl. diese Zeitschrift 129 [1935] 368-380). Als Gegenstück dazu kann seine neueste Schrift gelten, deren Sinn und Zielsetzung, ja auch Stimmung sich deutlich in ihrem Titel spiegelt: »Protestantische Rompilger. Der Verrat an Luther und der »Mythus des 20. Jahrhunderts« (86 S.; München 1937, Hoheneichen-Verlag). Die Anklage, die schon in diesem Titel liegt, soll die Anhänger der »Bekennenden Kirche« treffen, die vor dem deutschen Volke als Romhörige und Verräter an Luther hingestellt werden.

Ausdrücklich versichert die Einleitung, daß es sich mit Ausnahme einer Stelle (31) um eine Privatarbeit des Verfassers handelt, nicht um eine Äußerung seiner Amtstätigkeit als Beauftragter für die gesamte geistig-weltanschauliche Erziehung der nationalsozialistischen Partei. Es ist eine ausgesprochene Kampfschrift, die freilich auch viele Dinge berührt, die mit den »protestantischen Rompilgern« nur in sehr

losem Zusammenhang stehen. Wir gehen nur auf jene Fragen ein, die für weitere Kreise, auch für Katholiken, von Bedeutung sind, indem wir in geziemender Zurückhaltung die Erörterung der rein protestantischen Angelegenheiten den evangelischen Theologen überlassen.

Drei Hauptpunkte sind es, gegen die Rosenberg die Stoßkraft seiner Angriffe richtet: das Alte Testament, die Erbsündenlehre und die ökumenische Bewegung.

Die Angriffe gegen das Alte Testament sind ein beliebtes Thema Rosenbergs. Das ergibt sich für ihn ohne weiteres aus seinem Kampfe gegen das Judentum. Mit aller Offenheit sei vorab bekannt, daß die Verteidigung des Alten Testaments nichts mit der Frage zu tun hat, ob im jüdischen Volke - dem vorchristlichen wie dem nachchristlichen -, wenn man es als Ganzes betrachtet, die guten oder schlechten Eigenschaften überwiegen. Das Alte Testament selbst ist ja voll von Klagen über die Fehler des Volkes, an das es sich zunächst wendet. Sicher aber dürfte sein, daß kein Volk der Erde im Gericht bestehen könnte, wenn die Methode, die Rosenberg gegen das jüdische Volk handhabt, allgemein auf die Geschichte der Völker übertragen würde.